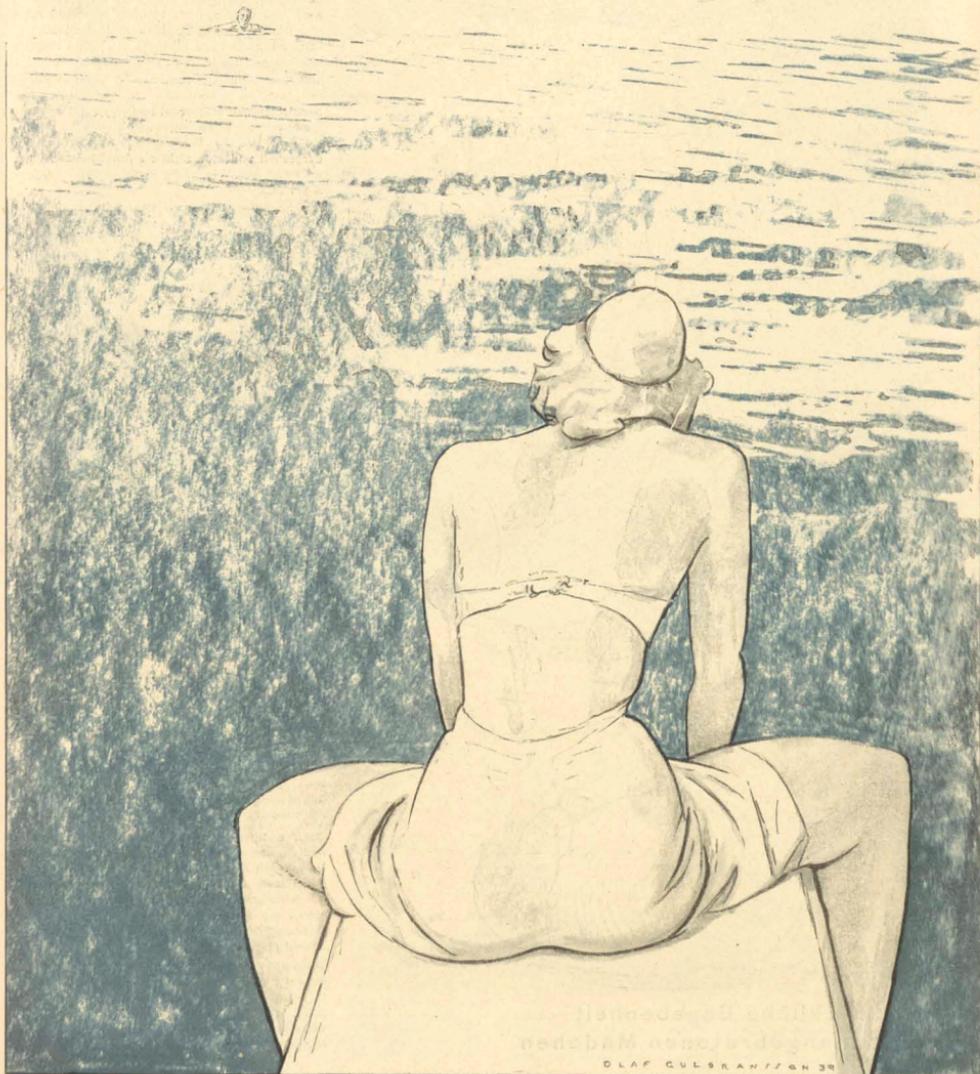


SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Auf dem Sprungbrett

(O. Gulbransson)



„Komisch, daß so'n Generaldirektor im Wasser ganz wie ein gewöhnlicher Mensch aussieht!“

(Fr. Bilak)

Ältere Denkmalskunde

Von Walter Foltzick

Es ist zwar nicht so beabsichtigt, aber die Erfahrung lehrt, daß Denkmäler mehr von den Fremden beachtet werden als von den Einheimischen. Für den Einheimischen ist so ein Denkmal ein Treffpunkt, halt irgend was, was irgendwo steht. Nur die Fremden fühlen sich verpflichtet, zu fragen, wer der bronzene Herr auf dem Granitsockel ist. Häufig steht eine kurze Gebrauchsanweisung eingemeißelt, aber der erfahrene Stadtbesucher weiß, daß wenn nur ein Vorname, eventuell mit einer Nummer, draufsteht, hier von einem Landesvater die kurze Rede ist, meist von einem längst verstorbenen Landesvater.

Manchmal reiten die Herren auf bronzenen Rössern, weil sie sich zu ihrer Zeit des Pferde als praktischstes Verkehrsmittel bedienten und weil es immer etwas imponierendes hat, wenn einer oben auf dem Pferd sitzt. Als Radfahrer werden sie nie dargestellt und auch nicht als Autobenützer, obwohl Rad und Auto häufig verwendete Verkehrsmittel sind.

Manche Reiter schwingen während des Reitens einen Degen und zeigen damit an, daß sie entweder aus der Barockzeit stammen oder südamerikanische Generale sind. Häufig ist dasjenige, was sie erobert haben, schon längst wieder verloren gegangen, aber in Bronze sprangen sie noch immer vorwärts. Man sieht sie überall in der Welt, in Amerika sowohl wie in Afrika und in Australien, und unter südlicher Sonne werden Roß und Reiter immer temperamentvoller, bis sich das Roß so hoch aufbäumt, daß ein bronzener Baumstamm den Pferdebauch stützen muß.

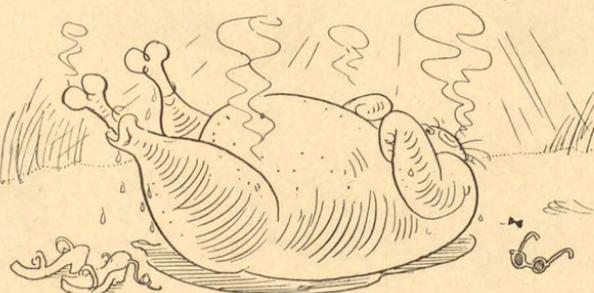
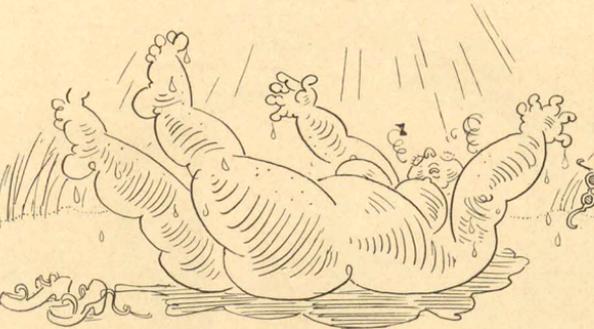
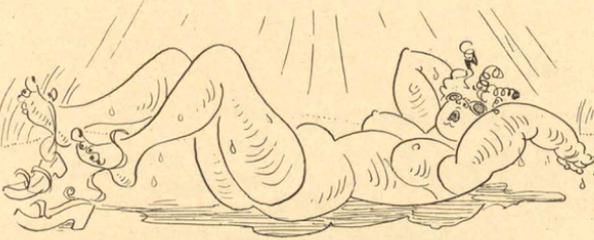
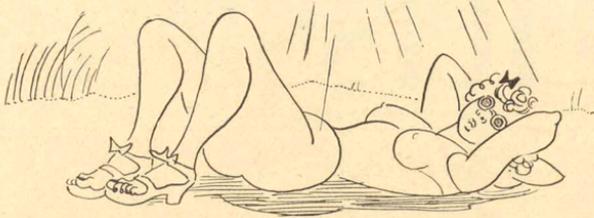
Solche Denkmäler befinden sich immer auf hervorragenden Plätzen der Städte. Weiter abseits sieht man Herren auf Sockeln stehen, die nichts weiter tun als stehen. Was soll man schließlich auch in einem bronzenen Gehrock anderes tun? Wenn der Kenner so ein Denkmal sieht, dann weiß er ziemlich genau, daß es sich hier um einen treuen Minister oder Staatsmann oder um einen handelt, der sehr gute Cassetts hinterlassen hat. Und wenn man's wirklich nicht genau weiß, kann man es an dem Buch erkennen, das an dem Herrn irgendwo symbolisch angebracht ist.

Für Denkmäler eignet sich die bürgerliche Kleidung schlecht, und so ein Herr sieht nach einiger Zeit immer recht altmodisch angezogen aus. Da kommt dann das antike Kostüm zu Hilfe, wissen Sie, antik so mit Faltenwurf wie bei einem Lodencape.

Aber jetzt zu den Dichtern! Nur die ganz großen Dichter einer Nation werden im allgemeinen bis unten hin nachgebildet, die meisten müssen sich ohne Unterkörper behelfen. Hier ist der Kopf alles und man gab ihnen noch ein Stückchen sattelartige Schulterpartie mit, die auf einer gedrehten stark gewulsteten Säule schwebt. Ganz klar, Rumpf und Gliedmaßen sind bei der Poesie doch nur störend.

Dafür endigen diese Dichter unten in Blumenbeeten, und die rührige Stadtgärtnerei versieht sie mit den Kindern Florens der Saison, im Frühjahr Tulpen, im Herbst Astern. Auf den Bänken in der Nähe aber sitzen die Kinderwärterinnen und lehren die Kleinen die ersten Grundlagen der Gesittung. So ist es in Boston, so in Singapur, wie überall rings um den Erdball.

Wenn aber ein Fremder kommt und fragt die Kinderwärterinnen, wer der Herr ohne Unterleib ist, so wissen sie es nicht. Und das ist auch gar nicht nötig, denn es steht in jedem Reisehandbuch verzeichnet, weil er eine Sehenswürdigkeit ist und den großen Sohn der Stadt darstellt.



Die schreckliche Begebenheit
vom sonnegebratenen Mädchen



„Wenn Du nur auch mal mit mir so viel Geduld hättest wie mit dem blöden Fischen!“
 „Kunststück, es ist halt ein Unterschied, ob man angelt oder geangelt wird!“

DER ALLERNEUESTE

Von Hans Karl Breslauer

Gladys steht vor dem Spiegel des Ankleide-
 raumes, wirft ihrem Spiegelbild einen zufriedenen
 bewundernden Blick zu und spannt die hauch-
 dünnen Strümpfe glatt, die mattschimmernd ihre
 schlanken Beine umhüllen.
 „Darf ich, Schatz?“ steckt Ralph den Kopf zur Tür
 herein. „Oder störe ich dich?“
 „Ralph —“
 „Liebling!“ „Traumelchen!“ „Einziger!“
 „Du Riesel ... Ich fürchte mich vor dir!“
 „Blümchen, kleines Blümchen!“
 „Mein großer, lustiger Riesenteddycü!“
 „Und wirst du mich auch immer lieben, kleine
 Gladys?“
 „Ewig!“ schließt Gladys die Augen und reicht
 ihm die halbgeöffnete Blüte ihrer Lippen.
 „Wie ich dich liebe!“
 „Ich hab — ja — nie gewußt, was Liebe ist!“ löst
 sie sich aus seinen Armen. „Ach — du Böser —
 du bist noch im Smoking!“
 „Sofort bin ich fertig, Schatz!“

„Dann beeile dich, großer Schlingel ... Ich er-
 warte dich in der Halle!“
 Strahlend, wie die aufgehende Sonne an einem
 Maienmorgen, kommt Gladys in die Hotelhalle.
 „Gladys! Du hier!“ ruft eine junge Dame über-
 rascht. „Bist du es wirklich, Gladys?“
 „Mabell!“ freut sich Gladys. „Nein — ist das ein
 Zufall!“
 „Was machst du in Paris, Gladys?“
 „Hochzeitsreise, Mabell!“ strahlt Gladys vor Glück.
 „Wir sind gestern angekommen!“
 „Hochzeitsreise?“ wiederholt Mabell verdutzt. „Ja
 — ja — aber wieso denn, du bist doch schon
 zum —“
 „Diesmal ist es der Richtige!“ schwärmt Gladys.
 „Bisher war alles nur eine einzige große Ent-
 täuschung! ... Wenn du wüßtest, wie süß er
 ist! ... Er ist stark wie ein Riesel! Wie eine Puppe
 trägt er mich auf den Armen ... Und wenn er
 mich küßt! Oh, er versteht es zu küssen, Mabell!“
 „Ich gratuliere, Gladys ...“
 „Mabell, du weißt ja nicht, was Liebe ist! ... Diese
 große, wahre, wirkliche Liebe ... Ich könnte nicht
 mehr leben ohne ihn ... Ach, dieses Glück ...
 Wir zwei sind eines ... Er ist mein Mann, mein

einzigster, geliebter Mann! Alle anderen waren
 Schatten ... Alles das, was vorher gewesen ist,
 ist jetzt ein Nichts ... Eine buntschillernde,
 geplatze Seifenblase ...“
 „Du Glückliche ... Und wie lange bleibt ihr in
 Paris?“
 „Nur wenige Tage, dann fahren wir nach Rom!“
 „Wie reizend, Gladys, wir werden uns in Rom
 sehen ... Ich komme ebenfalls nach Rom!“
 „Das ist nett, Mabell!“
 „Und wo steigt ihr ab, Gladys?“
 „Mabel — da kommt er ... Siehst du ihn — dort
 steht er auf der Treppe —“
 „Gladys — jetzt verstehe ich dein Glück!“
 „Leb wohl, Mabell, auf Wiedersehen in Rom ...
 Schreibe mir, wann du ankommst, wir wohnen im
 Hotel Esperia —“
 „Hall, Gladys — dein Name — wie heißt du
 jetzt?“
 „Ach so — natürlich — komm — komm —“
 Und Gladys eilt mit der Freundin zur Portierloge.
 „Ach bitte“, sagt sie zu dem Portier und zeigt
 auf Ralph, der sich suchend in der Halle umsieht,
 „bitte, sagen Sie mir rasch, wie heißt der Herr,
 der dort unter der Palme steht?“

Die gute Freundin

(K. Halligenstedt)



„Gerade jetzt, wo ich den netten Doktor kennengelernt habe, will Mama abreisen.“
„Tröste Dich, ich werde die Freundschaft in Deinem Sinne fortführen.“

TREULOSES MÄDCHEN

VON HANS BETHGE

Wie reizend ist der Garten. Ein Bauergarten, bunt, lodern in der Sommerne, Farben von schwelender Üppigkeit; — dabei ein so einfacher Garten, von naher, näher Schönheit. Da ist Mohr in allen Farben, weißer, roter, gelber, orangefarbener, wild wuchernd, immer mit kecker Lachen, lila Levkojen, Rittersporn von unerhörtem Blau, die entzückenden „Tränenden Herzen“ in Rosa und Weiß, zu lieblich, als daß man den Ernst der Tränen glauben könnte. Dann Malven, ein ganzer Wald, dicke, seidig leuchtende Blüten, die einen weiß mit einem grünlichen Anhauch, andere champagnerfarben, andere rosa wie die duftigen Sommerkleider junger Mädchen, andere von einem dunkeln, saftigen, schweren, trübseligen Rot. — rot wie das Blut, das aus — Irenes Schalter ran.

In meinem geliebten Sommergarten strecke ich mich aus, auf einem gepolsterten Liegestuhl, ich lasse die Augen trunken über das beseeligende Bunt der Blumen streifen,affe die dünnen Wolken einer Zigarette vor mich hin und sehe den Rauch in feine Linien sich auflösen gegen das märchenhafte Blau des sommerlichen Himmels, — und ich suche zu vergessen. Ich suche Irene zu vergessen. Wie spreche ich nur von ihr? Sie war eine Schauspielerin — „war“ sage ich, obwohl sie noch lebt, durch meine Gnade, und abends über die Bühne schreitet — aber für mich ist sie nicht mehr da, für mich ist sie ausgelöscht auf immer, ich will sie zu vergessen suchen, sie hat mich genug gequält.

Sie war nicht schön, nur ihr schlanke, edle Nase war schön zu nennen, und hinaußand war ihr Hals, weiß, anzusehen wie kühler Sammet und von einem bezaubernden Rhythmus.

Es war nicht Zufall, daß sie mich so oft an rassige Tiere erinnerte, — sie war ein animalisches, ganz triebhaftes Geschöpf, innerlich sehr einfach, aber ganz naturhaft gestaltet und völlig unfähig, sich über ihre Natur zu erheben. — Wir lernten uns zur Teestunde bei einem gemeinsamen Bekannten kennen, sie hatte ein dunkelgrünes Seidenkleid an und eine rosa Rose auf der Brust. Sie plauderte voll Anmut und hatte ein warmes Vespallachen, sie hochte in ihre himmelblauen Polsteressel, den schlanken Arm über der Lehne, und rauchte Zigaretten aus einer Meerschampszipfze.

Krauses, volles Haar von einem schimmernden Kastanienbraun wirbelte ihr um Schläfen und Stirn. Ich sprach mit ihr über die Nordsee, an der ich gerade einige Wochen zugebracht hatte, sie wurde stiller und lachte nicht mehr, der Glanz ihrer Augen vertiefte sich.

Nachher schlenderten wir durch die Stadt, es war ein goldiger Herbsttag, dann durch den riesigen Stadipark, wo die Asten buntglänzend in den Beetzenden standen. Wir liefen hin auf eine Bank hin, ich nahm ihre Hand und fühlte, wie sie erzitterte. Wir wandelten weiter hinaus in den Wald, die Abendsonne lag auf einem See, in der Luft schrien wilde Enten. Wir standen unter einer großen, gelben, wisperrnden Birke und sahen auf den beetzenden See hinaus, sie hielt auf zum Arm und schweig. Ich fuhr ihr über das dicke, kastanienbraune Haar, und sie lehnte sich an mich, selbstverständlich und warm, mit schnellerem Atem. Dann umarmte sie mich, in einem untergründigen Empfinden, daß ich erschrak.

Es war als wüßte ich eine Schlange um mich winden, es war als ströme die mächtig flutende Melodie ihres Blutes gewaltsam in mich über. Nach der Vorstellung holte ich sie häufig vom Theater ab. Wir gingen dann in eine kleine Weinwirtschaft und aßen etwas. Meist war sie müde nach der Vorstellung, ihre Sprache und Mienen waren lässig, aber wenn sie dann ihre Hand voll auf meine legte, straffte sich ihr ganzes Wesen, und in ihre Augen kam ein sonderbares phosphorisches Glänzen.

Nachmittags gingen wir, sooft sie Zeit hatte, in die Wälder. Am liebsten lief sie in der Natur, sie wandelte wie ein Reh unter den Bäumen. Von ihrer Liebe sprach sie nie. Ich erkannte sie nur an ihren Gebärden, an ihren Liebeskosen, die von elementarem Aufklang waren, an ihren Augen und Händen.

Ich hatte das Gefühl, daß sie mich liebte, wenn ich um sie war, daß diese Empfindung aber erlöste, sobald sie mich nicht mehr sah, sobald ihr Blut nicht mehr im Bankkreis des meinigen ran. Dieses Bewußtsein quälte mich mehr und mehr, ich fing an eifersüchtig zu werden, ohne zu wissen auf wen, dabei fühlte ich, daß mein Herz immer stärker verstrickt wurde in Leidenschaft zu ihr.

*

Eines Nachmittags sah ich sie in der Stadt, an der Seite eines jungen Menschen, offenbar eines Schauspielers. Sie bemerkte mich nicht.

Mein Herz erbeulte, als ich sie sah; mir schien, daß ein Glanz des Glückes auf ihren Mienen lag, während sie zu ihm sprach, und auch die Haltung ihres Körpers redete von Glück. In einem faden Empfinden schritt ich weiter, meine Zunge schmeckte Bitteres, mir war, als habe mich ein Schlag dumpf vor die Stirn getroffen.

Am Abend hatte sie keine Vorstellung, sie kam zu mir, wie wir verabredet hatten. Ihre Stimme war heller, sie brachte mir ein paar weiße Rosen mit, die sie geschäftig in eine Vase aus dunkelblauem Glase stellte.

Ich selbst war niedergedrückt, aber ich suchte meine Stimmung zu verbessern. Freilich fühlte ihr Instinkt sehr bald, daß etwas in mir nicht in Ordnung war.

„Was ist dir?“ fragte sie. „Nichts“, entgegnete ich, „höchstens, daß ich dich heute nachmittag in der Stadt mit einem deiner Kollegen sah. Du sahst so glücklich aus. Liebst du ihn?“

Sie lächelte ruhig und schüttelte ihr kastanienbraunes Haar.

„Nur dich“, sagte sie, nahm meinen Kopf in beide Hände, drückte sich an mich wie eine Welle des Meeres und sah mich an, — aber in ihren Augen stand es wie eine Frage.

Ich suchte meine Bedenken mit Gewalt zu verjagen. Aber als ich wieder allein war, quälte ich mich von neuem. Ich fühlte wohl, daß sie mich liebte, wovon sie an meiner Seite war, aber ich fühlte auch, daß sie von treue nichts wußte.

*

Eines Tages schickte sie mir ein paar eilige Zeilen, ich möchte sie am Abend nicht zum Theater

Der Wandspruch

Von Natalskr

„Schau' in dich und schau' um dich!“
— Aus Perlen, auf Stramin,
fand diesen Spruch und summt' ich
dabei um Kinderfüß.

Hab' später viel gesehen,
in mir und runderum.
Oft konnt' ich's nicht verstehen
und frug umsonst: warum?

Ich wußte manches schlucken
mit häufigem Geschick.
Die Kunst, mich brav zu ducken,
die lern' ich leider nicht.

Erst schimpft' ich, dann verstimmt' ich
und wehrt mich der Haut.
„Schau' in dich und hau' um dich!“
heißt's jetzt — bis zum knock out

abholen, ihre Mutter sei gekommen. Sofort stieg der Argwohn heiß in mir empor.

Ich ging zum Theater und verbrachte mich dem Ausgang gegenüber in der dunklen Tür eines Hauses. Nach einiger Weile kam sie, sah sich um, etwas schief, bemerkte mich nicht und schritt die Straße hinunter. Ich folgte ihr auf der anderen Seite. An der Ecke stand ein Mensch, der sie erwartete, sie legte ihre Arm in den seinen und beugte sich lieblich zu ihm hinüber. So schritten sie fort, wie eine blühende Ranke hing sie an seinem Arm.

Ich kannte diese Bewegungen wohl, — so häufig sie auch an meinem Arm, dachte ich, mit demselben reizenden Geplauder.

Ein elendes Geschöpf, sagte ich mir, treulos und ohne Halt. Warum schloß ich nicht die Tür vor ihr zu, warum lache ich nicht über sie, warum streiche ich sie nicht aus meinem Dasein? Oh, noch sind wir nicht zu Ende, liebe Freundin, dachte ich, du wirst mich noch kennenlernen!

Am nächsten Nachmittag kam sie zu mir, sie brachte wieder Blumen. Sie fuhr mit mir zuden Bewegungen durchs Haar, wie sie es liebte, dann sagte sie:

„Du bist so ernst.“

„Du deine Mutter fort?“ fragte ich sie. Sie nickte. „Es war gar nicht deine Mutter, es war ein Freund, den du erwartest, ich habe euch gesehen.“

„Du hast recht“, sagte sie ohne jede Verwirrung, „ich konnte ihm nicht abgeben, ein alter Bekannter, er ist mir gleichgültig, glaube mir.“

Ich lächelte.

„Ich glaube dir nichts mehr, Irene. Aber sieh dich vor, rate ich dir, sonst passieret etwas. Ich könnte eines Tages meine Revolver nehmen und dich erschließen.“

„O du!“ stieß sie aus und hing sich an mich, mit blühenden Augen und einer Bewegung des Überchwangs, wie eine Katze. Der Ausdruck reinen Glücks schwebte in ihren Zügen, sie war voll Hingabe wie in ihren besten Stunden; das Bewußtsein, daß ich fähig war, sie aus Liebe zu erschließen, besesselte sie.

*

Bald darauf wurde ich krank. Es war ein Rückfall der Malaria, die ich mir einst im Orient zugezogen hatte. Ich lag liebernd im Bett und fühlte mich jämmerlich. Nach Wochen wurde mein Zustand besser, ich konnte im Lehnstuhl sitzen und etwas lesen. Mich quälte der Gedanke, was für geheime Wege Irene in den verlassenen Wochen gegangen sei.

Eines Abends fühlte ich mich unvermutet so wohl, daß ich beschloß, auszugehen und sie nach der Vorstellung zu beobachten. Sie kam heraus, leichtfüßig wie eine Hinde, draußen wartete sie ein langer, schmaler Mensch, er hing sich in ihre Arme, und sie wanderten beschwingt dahin, wie in einer Aureole des Glückes.

Am folgenden Abend ging ich wieder aus, ich suchte mir eine Bank am Rande der Anlagen, wo sie vorüberkommen mußte. Hier saß ich, dicht in einer dunklen Mantel gemuggelt, und wartete. Endlich kamen sie, langsam schlendernd, Arm in Arm. Er schien ganz jung und rosig zu sein. Ich unterschied ihr Gesicht.

„Wer war der Offizier, mit dem du gestern gingst?“ fragte sie.

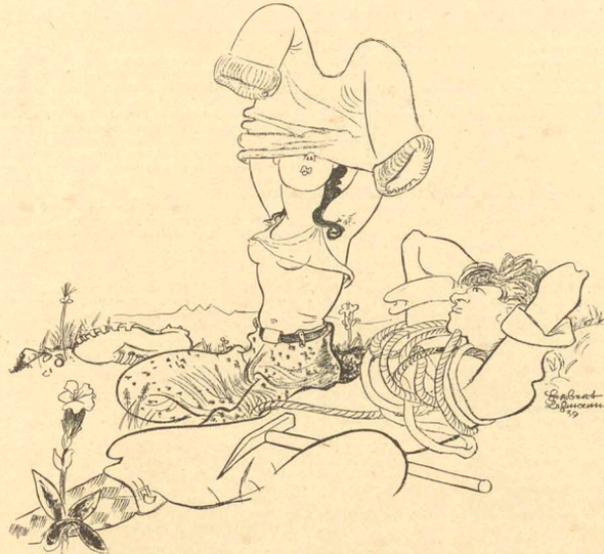
„Der Bekannte einer Freundin, ich kenne ihn nur flüchtig.“

„Du sahst ihn so seltsam an, liebst du ihn etwa?“ „Mein einziger Fritz“, sprach sie in zärtlichem Tone und schmiegte sich an ihn, „was sagst du da?“ Ich lachte in mich hinein. Dann erhob ich mich, bebend, noch quälte vom Fieber in den Adern, ging ein paar Schritte hinter den beiden her und schoß meine Pistole auf Irene ab.

Sie tat einen kleinen Aufschrei, dann sank sie hin; ich trat herzu und erkannte, daß dunkelrotes Blut aus ihrer Schulter ran.

Ihre Freund war aufs höchste erregt, er fuchtelte mit den Armen, ich weiß nicht mehr, er alles sprach und schrie. Ich nahm mein Taschentuch und band es fest um Irenes Schulter.

Menschen sammelten sich um uns her. Ich winkte



„Komisch, was ihr Mädels so alles auszieht, wenn ihr euch was anzieht!“

einer Droschke, die vorüberfuhr, und hob die Bewußtlose hinein. Der andere setzte sich zu uns, so fuhren wir drei Irenez Wohnung zu. Untewegs erwachte sie. Sie erkannte uns beide voll Verwunderung.

„Was ist geschehen?“, fragte sie.
 „Ich habe dich in die Schulter geschossen“, sagte ich, „es war meine Absicht, dich zu töten.“
 Ein seltsames Lächeln ging über ihre Züge; sie griff nach meiner Hand, küßte sie und drückte sie auf ihr Herz; dann fiel sie wieder in Ohnmacht.

Nächster trugen wir sie in ihre Wohnung empor und legten sie auf den Divan. Ich lief zu einem Arzt, unterrichtete ihn, er nahm sein Verbandzeug und kam mit mir. Seine Untersuchung ergab, daß es nur eine Fleischwunde war, nicht gerade gefährlich, aber doch auch nicht harmlos, denn sie hatte viel Blut verloren.

Am nächsten Tage ging ich zu ihr und brachte ihr Rosen. Es stand schon ein anderer Rosenstrauch an ihrem Bett. Sie hatte etwas Fieber und sah mich mit demütigen Augen an, die ein geschlagenes Kind. Ich sagte zu ihr, daß ich heute das Letztmal zu ihr käme, ich würde verreisen, um sie zu vergessen.

„Verzeih“ bitte, was ich getan habe“, sagte ich, „es war unbesonnen und schlecht. Ich war verwirrt, die Krankheit ist noch in mir. Heute danke ich Gott, daß ich dich nicht ins Herz getroffen habe, — gestern abend wünschte ich dich zu töten. Lebe wohl!“
 Gestern nachmittag geschah etwas. Während ich dalage, ein Buch in der Hand, und auf das laise Wehen des Sommerwindes lasche, der die zarten Köpfe der Blumen neigt, öffnet sich plötzlich die Gartenpforte, und Irene tritt ein. Erst meinte ich, es sei eine Vision, aber bald merkte ich, daß sie es wirklich war.

Ich sprang auf. Wortlos trat sie auf mich zu, wortlos fiel sie nieder, umschlang meine Knie und preßte mich in sich, schweigend, wie wahninnig. „Irene“, sagte ich, „laß mich doch los, — warum bist du hierhergekommen, wo ich Ruhe suche. Ich habe es nötig, allein zu sein.“

„Ich liebe dich“, sagte sie, „ich kann dich nicht vergessen.“

„Steh auf“, sprach ich, „es muß alles zwischen uns vorüber sein. Es ist zu meinem und deinem Heil, glaube mir. Käme ich zu dir zurück, — ich erschösse dich am Ende wirklich.“

„Tu es“, sagte sie und sah mit rührenden, seligen Augen zu mir empor.

„Nein!“, entgegnete ich mit harter Stimme, „ich liebe dich nicht mehr. Es ist alles vorbei.“
 Nun legte sie ihr Haupt an meine Knie und weinte. Ich neigte mich, faßte sie an den Armen und hob sie auf. Dabei merkte ich, daß ihr linker Arm ein wenig zuckte.

„Wie geht es deinem Arm?“ fragte ich, „ist die Wunde gut geheilt?“

„O ja“, entgegnete sie und lächelte, „— aber der Arm bleibt etwas matt. Das ist ganz gut, so habe ich eine Erinnerung an dich.“

„O ja“, sagte ich, „wir wollen ein Stück gehen.“
 Wir verließen den Garten und wanderten durch das Dorf. Ich sah nach der Uhr.

„In einer Stunde fährt dein Zug“, sagte ich, „du mußt noch heute in die Stadt zurück.“

Sie sah mich tröstlos an, und ihre Augen verdunkelten sich. Sie suchte meine Hand zu fassen, ich entzog sie ihr. Wir schritten noch eine Weile durch die Felder, dann lenkte ich dem Bahnhof zu. Sie ging etwas geneigt, müde, als trage sie eine schwere, unsichtbare Bürde auf den Schultern.

*

Nun bin ich wieder allein mit meinen Blumen, und Irene wandelt des Abends im Rampenlicht über die Bühne, schlank wie eine Gazelle, und der linke Arm hängt etwas matt an ihr herab.

Ich fühle, daß ich es nötig habe, noch lange unter euch zu weilen, holde sommerliche Blüten. Es war eine Lüge, wenn ich zu Irene sagte, daß alles vorüber sei. Aber ich vertraue auf euch, Mohn, Malven und Rittersporn, und auf die gültige, alles heilende Zeit, und so will ich geduldig warten, bis das Vergessen kommt, nach dem meine müden Augen verlangen.

Hotelzimmer mieten

Es gibt ein Spiel, das die Kinder spielen, das heißt: Zimmerchen vermieten. Ein sehr unterhaltendes und lustiges Spiel.

An das mußte ich immer denken, wenn wir beide, Frank und ich, in französischen Städten umhergingen und versuchten, ein Zimmer für die Nacht zu mieten.

Ein kleines Zimmer in einem großen Hotel. Oder auch ein großes Zimmer in einem kleinen Hotel. Oder zwei kleine Zimmer in zwei großen Hotels. Beziehungsweise umgekehrt. Je nach Umständen. Oder auch ein großes und ein kleines Zimmer in ein und demselben Hotel. Das letztere war meistens der Fall.

Jedenfalls haben wir alles ausprobiert und nichts unversucht gelassen. Und jedesmal war es sehr lustig. Manchmal kamen wir sogar zu einem befriedigenden Ergebnis.

„Ah, bonjour monsieur!“
 So beginnt meist, ein wenig stereotyp, die schwere Verhandlung. Ich trete vor. „Une chambre à deux lits, s'il vous plaît.“

„Bedauere, monsieur, l'hôtel est complet.“
 das andere zu 35 francs.

Auch Frank sagt höflich „au revoir, monsieur.“
 Wir gehen.

„Bonjour, monsieur, deux chambres à un lit.“
 „Bien, monsieur, a votre service.“
 Frank wird lebendig: „Du hörst mal!“

„Na?“

„Nimm für mich ein Zimmer nach hinten.“
 „Quel est le prix, monsieur?“

„20 francs.“
 „Entschuld Un moment“, fahre ich fort, „das eine Zimmer in besonders ruhiger Lage.“

„Sehr wohl, mein Herr, ich habe auch ein ganz besonders ruhiges Zimmer.“

„Gut!“
 „Der Preis beträgt 25 francs.“

„25 francs“, sage ich zu Frank. „Einverstanden, du?“

„Ja!“ sagt er, „aber liegt das Zimmer auch nach hinten?“

„Liegt das Zimmer nach hinten, mein Herr?“
 „Sehr wohl, mein Herr. Sie können auch ein Zimmer nach hinten haben. Ein sehr ruhiges, schönes großes Zimmer nach hinten. Sehr ruhig. Die Fenster gehen auf den Hof. Es kostet 30 francs.“

„30 francs, hörst du?“
 „Ich höre. Aber um Gottes willen nicht gerade über der Küche. Diese Gerüche und das Tellerklappern!“

„Das Zimmer darf nicht gerade über der Küche liegen, mein Herr.“

„Sehr wohl, mein Herr. Einen Augenblick.“ Der Portier sieht auf einer Tafel nach. Nummer 31 first floor. Ein großes, schönes Zimmer, nicht über der Küche.“

„Und der Preis?“ Ich bin mißtrauisch geworden.

„Der Preis. Einen Augenblick, bitte. Der Preis ... Eine Kleinigkeit teuer: 35 francs.“

„Gut!“ sagt Frank. „Gut“, sage ich, „wir nehmen die beiden Zimmer. Lassen Sie, bitte, unser Gepäck holen. Hier sind die Scheine.“

Wir nehmen die beiden Zimmer, das eine für 20, das andere zu 35 francs.

Franks Zimmer zu 35 francs liegt nach hinten hinaus, nicht auf die Straße. Es ist sehr ruhig, geräumig, hat alles, was man von einem Zimmer in einem gut eingerichteten und wohlstandigen Hotel erwarten kann.

Das andere auch. Beide liegen keineswegs über der Küche. Denn die Küchenfenster gehen zur Straße.

Das eine Zimmer kostet 20 francs, das andere 35 francs.

„Ich verstehe gar nicht“, sagt Frank, „wie du das fertigbringst, immer das bessere Zimmer zu erwischen.“

„Und für einen billigeren Preis!“ setze ich bedauernd hinzu.

Jörg Rehoff

Der ehrenwerte Herr Bouvier

Von Guido K. Brand

Herr Jean Bouvier und seine Frau Marcelle gehen nicht nur in dem Städtchen und der Umgebung als ein glücklicher Paar, nein, sie waren es auch. Es sprachen seltsame Umstände dafür: sie waren fast gleichaltig, er war im Stier geboren, sie in der Jungfrau, die fast fünfundzwanzig Jahre dauernde Ehe hatte sie einander ähnlich gemacht, und die Geschichte der Menschheit hätte ein neues Paar Philemon und Baucis erlebt, das die alten Griechen vielleicht nur erfunden haben, um außer in der Kunst und der Philosophie auch in dieser Hinsicht auf dem Gebiet der Lebens zu zweien¹, vorbildlich zu sein, wenn Jean Bouvier nicht vorzeitig gestorben wäre.

Er hatte sich fürsorglich, um möglichst lange in dem Genuß einer Rente zu sein, früh pensionieren lassen, war dann von Paris, wo er einem kleineren Postamt vorstand, in die Provinz gezogen und hätte sich das Geld wie die anderen ebenfalls an der Poststelle des Städtchens abholen können. Aber man versteht vielleicht die kleine verzeihliche Schwäche, daß ein ehemaliger Postamtsvorstand aus Paris sich nicht am Schalter anstellt wie die anderen sterblichen Menschen, die er selbst so oft unendlich lange hatte warten lassen, sondern daß er zweimal im Monat, am 1. und 15., nach Paris fuhr und sich dort das Geld persönlich abholte. Er brauchte da nur in dem großen Raum aufzutreten, wo ihn jeder kannte, wurde hinterherum in das Büro geführt, wo das Geld schon abgezählt bereitlag, versah die Quittung mit seinem Namen und hätte nun wieder zurückfahren können. Aber obgleich er nur zweieinhalb Stunden Bahnfahrt hatte, also sehr gut die Reise in einem Tag hätte erledigen können, blieb er zwei Tage weg.

„Du verstehst das nicht, meine liebe Marcelle“, hatte er es ihr zu erklären versucht. „Vor einhundert Jahren, so war meine Aktion, erst aus den Tausenden von Rentempflängern herausgeholt, dann wird das Geld angewiesen, und am nächsten Tag kann ich es abholen. Würde ich es zum Beispiel nicht selbst tun, so würde am 1. der gleiche Vorgang sein, am 2. würde es weitergeleitet, am 3. würde es alphabetisch sortiert, am 4. würde es angewiesen und erst am 5. kämen wir in den Besitz des Geldes!“ Also sprach Herr Bouvier und fügte zur Betätigung hinzu, daß er doch dem Staat die Zinsen für die drei Tage nicht schenken werde! Das war einleuchtend und Frau Marcelle glaubte ihm, und so blieb das Glück jahrelang heiler und ungetrübt.

Der ehrenwerte Herr Bouvier hatte außer dieser vielleicht etwas seltsam anmutenden Reisekost nach Paris nur zwei Leidenschaften, die er aber ebenfalls mit vielen Franzosen teilte, er liebte Kaktéen und spielte in der Lotterie, um einmal eine Million Francs zu gewinnen. Man muß einmal die Rue de Rivoli, in der sein Haus stand, hinuntergegangen sein, um seine Liebe zu Kaktéen zu verstehen. Die Sorgfalt, mit der er teils gewöhnliche, teils ungewöhnliche Kaktéen betraute, hatte er noch von den Briefmarken her, die gleichfalls sorgsam gepflegt werden wollen, wenn abends keine Zeit ist. So ging es in seiner Sammlung ein paar langweilige und lustlose Gewächse, wieder andere waren fröhliche Springstiefel, weil sie auf allen Seiten hinaus neue Triebe ansetzten, ein Greisenhaar nannte er zum Beispiel „Der Präsident“, wobei er weniger an das Staatsoberhaupt dachte, sondern an seinen Vorgesetzten in Paris, eine Euphorbia, die an ihren Spitzen rote Stacheln blühen ließ, verglich er mit dem Vorsitzenden der Volkfrontpartei, eine üppige Hauspflanze nannte er „Madame Tabouli“ ... man ersieht daraus, daß Herr Bouvier nicht nur Phantasie, sondern auch Humor hatte.

Da er sonst nichts zu tun hatte, konnte er es sich leisten. Seine Frau Marcelle verstand nicht viel von dieser fremdartigen Pflanzenwelt, ihr lagen naturgemäß die Kohlräten und die Karotten näher. Trotzdem hörte sie ihm aufmerksam zu, weil sie mit ihm auf die Millionen in der Lotterie hoffte. Sonstige von dem Durchschnittsfranzosen abweichende Eigenschaften hatte Herr Bouvier nicht. Er mißtraute den Engländern, hatte Angst vor dem Bündnis mit den Bolschewisten — er war einer der wenigen vor Jahren, die bei einem Postbeamtenstreik nicht mitmachten — und wußte über Deutschland auch nicht besser Bescheid als man im Quai d'Orsay zu wissen vorgab. Warum sollte er auch, er machte ja nicht in Politik, was seinem Lebensabend eine viel größere Beschaulichkeit gab als dem Ministerpräsidenten, der fast so alt war wie Herr Bouvier.

Es blieb also nur die große Leidenschaft des Lotteriespiels, das etwas Geheimnisvolles hatte, weil man bei jeder Ziehung dabei sein konnte, es aber meistens nicht hat, eine Million Francs sind kein Pappenstiel, und der dementsprechend kann man schon ein paar Francs wagen und sich der Hoffnung hingeben, daß man sie einmal gewinnt. Daß er diesen erregenden Zustand mit Hunderttausenden von anderen Mitbürgern teilte, kümmerte ihn wenig, auch daß er sich wie diese in wundersame Pläne verspann, was er mit dem vielen Geld anfangen würde, unterschied ihn nicht von seinen Zeitgenossen.

Er würde große Reisen machen und all die Länder besuchen, deren Briefmarken er einst als Postbeamter auf den Liebes- und Geschäftsbriefen kennengelernt hatte. Vielleicht könnte man sich einen Chauffeur und Wagen leisten und würde dauernd im Lande herumfahren, damit die lieben Verwandten, die ihn dann bestimmt anbeteln würden, seine Spur verloren.

Herr Bouvier war, wie man sieht, kein Ausnahmefall. Und um das Bild zu vervollständigen, sei noch gesagt, daß er von mittlerer Statur war, noch ein derentwärtigen konnte man schon ein paar Francs wagen und sich der Hoffnung hingeben, daß man sie einmal gewinnt. Daß er diesen erregenden Zustand mit Hunderttausenden von anderen Mitbürgern teilte, kümmerte ihn wenig, auch daß er sich wie diese in wundersame Pläne verspann, was er mit dem vielen Geld anfangen würde, unterschied ihn nicht von seinen Zeitgenossen.

Aber trotzdem starb er unerwartet. Frau Marcelle merkte nichts davon, denn er entschlief wirklich sanft. Sie war untröstlich, obgleich die Rente weiterließ. Aber wer sollte jetzt die Kaktéen pflegen, von denen sie keine Ahnung hatte? Wer sollte ihr die Zeitung am Abend vorlesen, von der sie auch nicht viel verstand? Ihr blieb nur der Trost, daß sie von dem ganzen



Seit langem ist es der Wissenschaft bekannt, daß es zwei grundsätzlich verschiedene Hautgruppen gibt: den Typ der fettigen Haut und den Typ der trockenen Haut. Diese beiden grundsätzlich verschiedenen Hauttypen bedingen den Gebrauch einer in ihrer Zusammensetzung grundsätzlich verschiedenen Rasiercreme.

Männer der GRUPPE A, also Männer mit normaler oder überfettiger Haut, benötigen eine seifen-haltige Rasiercreme.

Für sie ist unsere hervorragende Kaloderma-Rasiercreme wie geschaffen. Sie ist mild, hautpflegend und hinterläßt auch bei der empfindlichsten Haut kein Brennen und Spannen. Das beste, schnellste und schonendste Rasiermittel, das für diese Hautgruppe herstellen können.

Männer der GRUPPE B dagegen brauchen eine Rasiercreme, die das Haar erweicht, aber zu gleicher Zeit das natürliche Hauttuch schon und die Tätigkeit der Hauttalgdrüsen unterstützt.

Männer der Gruppe B — Ihnen bringen wir ein besseres, leichteres und schonenderes Rasieren mit unserem speziell für Ihre Hautgruppe geschaffenen Kaloderma-Eurasit. Ohne Rasierpinsel, rasch und sauber. Eine Rasiercreme, die Ihr Barthaar in wenigen Sekunden erweicht, ohne Ihrer Haut Fett zu entziehen. Eine Rasiercreme, die die Tätigkeit der Fettdrüsen unterstützt und die Ihre Haut pflegt, wie eine Gesichtsercreme.

FÜR FETTIGE HAUT
KALODERMA
RASIERCREME
TUBEN RM -.45 U. l.-

FÜR TROCKENE HAUT
KALODERMA
EURASIT
TUBEN RM -.45 U. l.-



Nicht immer sieht man es der Haut ohne weiteres an, zu welcher Gruppe sie gehört. Erst der vergleichende Gebrauch unserer beiden spezifischen Rasiercremes wird Ihnen zeigen, welche für Sie die geeignetste ist. Wir machen Ihnen deshalb ein besonderes Angebot. Schneiden Sie untenstehenden Kupon aus und senden Sie ihn ausgefüllt an unsere Adresse ein. Sie erhalten dann ein Probekästchen mit je einer kleinen Tube Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit Spezial-Rasiercreme. Normalpackungen Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit sind in jedem Fachgeschäft erhältlich.

GUTSCHEIN

Senden Sie mir gratis eine Probeboxung, enthaltend je eine Probetube Kaloderma-Rasiercreme und Kaloderma-Eurasit, und ausführlichen Prospekt mit Gebrauchsanweisung. 8 Pf. für Versandspesen lege ich in Briefmarken bei.

NAME:

ANSCHRIFT:

Bitte ausschneiden und einstecken an: F. Wolff & Sohn, Karlsruhe, Abt. 5/17 Dieser Gutschein behält seine Gültigkeit innerhalb Deutschlands bis zum 31.12.39.

Städtchen bedauert wurde und daß der Geistliche nicht nur trostreiche, sondern auch schöne Worte fand, daß er sie allen, Herrn und Frau Bouvier als beispielhaftes Ehepaar hinstellte, das zwar keinen Kinderseggen hatte, aber trotzdem in fast unvorstellbarem Glück lebte.

Am Arm des Bürgermeisters kehrte sie in das leere Häuschen zurück, in die Einsamkeit, die nun drohte. Aber schon in den nächsten Tagen kam wieder Leben in sie: die große Ziehung der Lotterie fand statt. Marcelle wußte die Nummer auswendig... 275388... darüber vergaß sie fast die Trauer und den Schmerz. Es war bestimmt nicht abwegig... denn eine Million zu gewinnen ist ja nicht so, als wenn man nur auf den Markt geht. Doch fiel ihr plötzlich ein, nach dem Los zu suchen... sie fand es nicht. Nur in dem Notizbuch ihres Mannes war die Nummer fein süberlich hingemalt... 275388...

Und nun kam das Schicksal mit seinem bekannten Arm. Die Ziehung fand statt und Herrn Bouviers Los hatte die Million gewonnen. Oh, daß er das nicht mehr erleben konnte! Konnte das Schicksal wirklich so grausam sein? Sollte er sich des Reichtums nicht erfreuen haben dürfen? Am Abend stand es in der Zeitung und auch der Rundfunk kündigte die glückliche Losnummer an.

Aber Frau Marcelle war todunglücklich. Wo war das Originallos? Sie kehrte das Haus zu unterst und oberst, es war nirgends zu finden. Aber so etwas gab es doch nicht!

Mit dem bekannten Spruch: „Das Haus verliert doch nichts“, stürzte sie sich immer von neuem auf die Papiere, in die Schubladen, auf die Rock- und Westentaschen der Anzüge ihres Mannes. Aber das Los blieb verschwunden.

Frau Marcelle jammerte einen ganzen Tag, bis ihr eine Erleuchtung kam. Sie begab sich zum Bürgermeister, der sie am Arm nach Hause geleitet hatte, und klagte ihm ihr Leid. Ob die Lotteriedirektion vielleicht auf die Vorlegung des Originals verzichtete? Denn sie konnte ja nachweisen, daß Jean seit Jahren das gleiche Los bei der gleichen Firma spielte! Ein Hoffungsschimmer! Und der Bürgermeister erbot sich, an die Direktion nach Paris zu schreiben... aber Gesetz ist Gesetz, sie konnte nicht vom Wege abgehen.

Aber Frau Marcelle gab es noch nicht auf, und obgleich der Gedanke absurd war, trug sie ihm dem Bürgermeister vor: vielleicht war das Los in dem Anzug geblieben, mit dem der Tote in die Erde gelegt worden war? Natürlich! Frau Marcelle entsann sich jetzt deutlich, daß er es immer in der Westentasche trug! Daß der Plan, das Grab wieder öffnen zu müssen, bedeutende moralische und verwaltungstechnische Schwierigkeiten hatte, verstand sich am Rande. Von sich aus hätte der Bürgermeister es gar nicht tun können, er hätte dazu die Genehmigung des Präfekten, vielleicht sogar des Innenministeriums notwendig gehabt.

Aber merkwürdigerweise wurde das alles hinfällig. Eines Tages teilte die Lotteriedirektion mit, daß das Los 275388 vorgelegt worden sei... Frau Marcelle fiel in Ohnmacht, aus der sie erst nach einigen Stunden erwachte. Dann jedoch machte sie sich resolut auf den Weg nach Paris und sprach in der Lotteriedirektion vor.

Herr Laverrie empfing sie freundlich und setzte ihr den Fall auseinander, an dem es nichts zu deuteln gab; es sei denn, daß auf das Andenken des ehrenwerten Herrn Bouvier ein dunkler Schatten fiel.

„Den Namen darf ich Ihnen nicht nennen, aber die betreffende Dame hat nachgewiesen, daß sie das Los von Herrn Bouvier geschenkt erhalten hatte und daß sie eine Freundin des Herrn Bouvier war...“, erklärte er freundlich, Frau Marcelle saß eine Zeitlang völlig erstarrt in dem roten Lederessell

Romanze von den schönsten Frauen

Von Hellmut Draxler

Frage ich mich frisch, wo's wohl die schönsten Frauen gebe!

Ich will's verraten einem jeden:

Die schönsten, ja, so wahr ich lebe,

Gibt's nur in Spanien und in Schweden.

Die schönsten bieten unwahrscheinlich schwarze Haare

Und hornblumblaue Augen auch dazu,

Sind mir gar gut gefinnt, wie ich erfahre,

Und leben sich mit mir auf du und du.

Wie viele stolze Frauen hier ich schon im Arme

Wie Küsse draun, prall wie Kastanien!

Ich rechne nie und doch bei allem Schwarme

Kür Frauen ich aus Schweden nur und Spanien.

Wie Dirken jung und tanz, erdbeerenfrisch in Küßeln,

Schmalfüßig und die Hände alabastrart,

So werde ich sie freudlich finden müssen,

Denn lieben kann ich Frauen nur von dieser Art.

Wie leicht sind dann bei totem Tanze ihre Soblen

Und ihre runden Schultern duften wie Reben.

Ich küsse es offen, Freunde, euch und unterdohlen:

Ich liebe Frauen nur aus Spanien oder Schweden.

Europa ist recht groß und viele Frauen

Wie Fische in dem Meere wimmeln drin —

Und doch mag ich die Fische nicht einmal befahren

Und, sie zu fangen, lag mir nie im Sinn.

Ich fann nur fingen durch mein ganzes Leben

Von solchen Blumen gleich Oceanien,

Die meinen Liebern ewigen Atem geben

Und die ich fand in Schweden nur und Spanien.

und glaubte, daß ihre Füße ihren Dienst versagen würden, als sie das marmorkalte Zimmer des Lotteripräsidenten verließ.

„So, so... Jean hatte eine Freundin in Paris...“, dachte sie müde. „Und deswegen fuhr er immer am 1. und 15. hierher, um sich seine Rente abzuholen...“

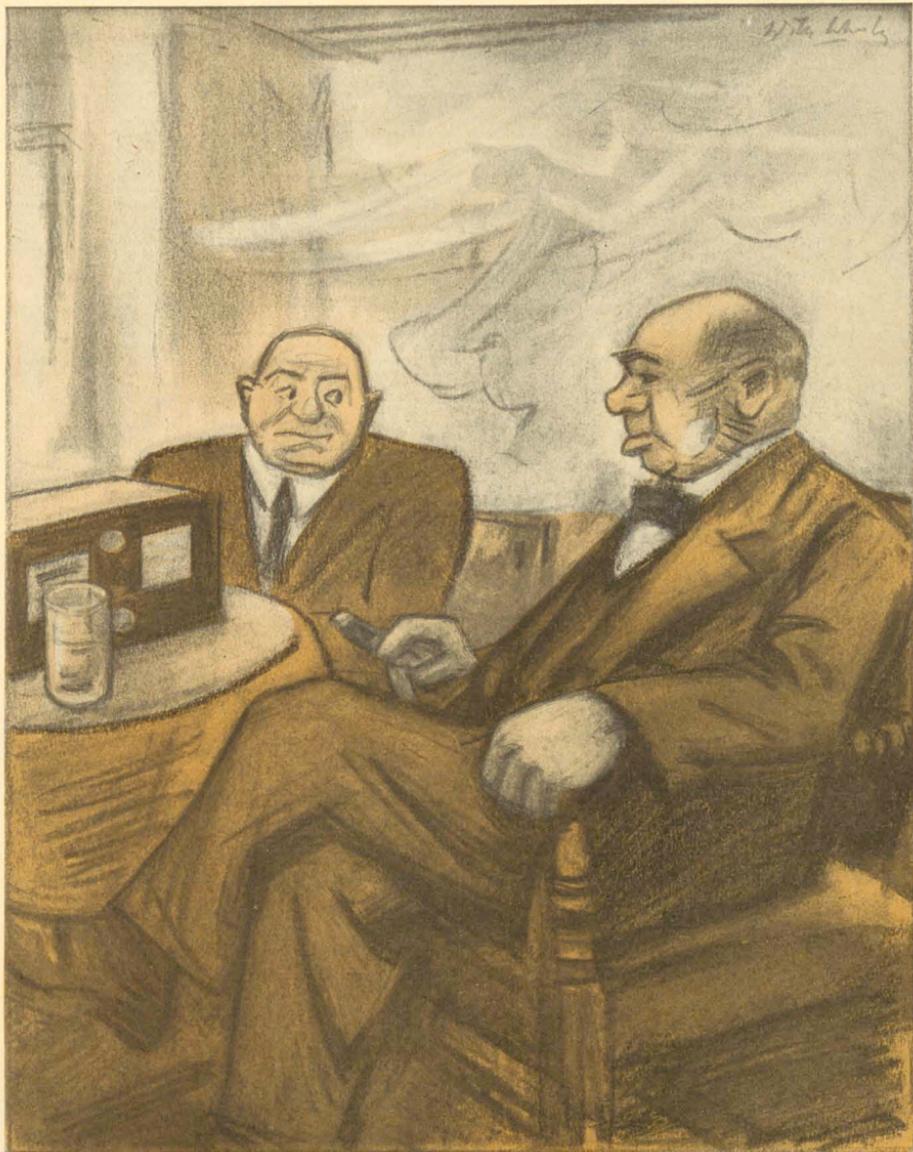
Durch diesen Vorfall und natürlich durch den frühen Tod des ehrenwerten Herrn Bouvier mußte das Städtchen darauf verzichten, eine Nachahmung des berühmten makellosen griechischen Paares Philemon und Baucis in seinen Annalen verzeichnen zu können...

(R. Kriesch)



Bilanz: „Tut schon gut, so'n Sonntag ohne Männer, aber einreißen lassen woll'n wir's nicht!“

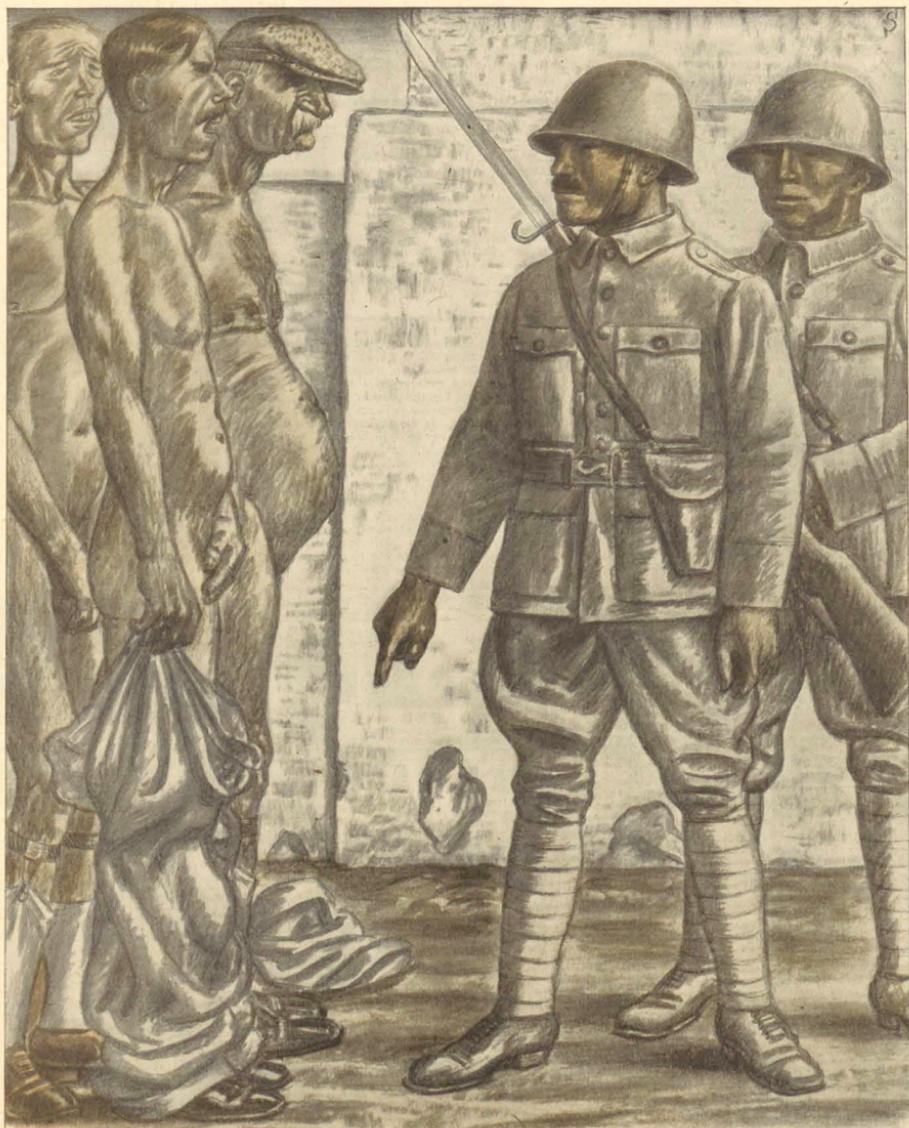
Madame Tabouis am englischen Rundfunk (Wilhelm Schütz)



„Und jetzt sollen also auch wir mit den Hetzereien dieser Hysterika überschwemmt werden?“ — „Sagen Sie nichts gegen sie: Tabouis ist Tabu!“

Am Stacheldraht in Tientsin

(Erich Schilling)



„Wie soll man da die englische Weltmacht repräsentieren . . .?“